

zeit. — M. Daster erzählt von dem sehr interessanten Experiment, die Perlenproduction der Perlmuscheln auf künstlichem Wege zu steigern. Bekanntlich ist die Perle eine Krankheitserscheinung der Muschel und entsteht zumeist dadurch, daß fremde Körper, Sandkörner oder dergl. in die Muschel eindringen, das Muschelhier verletzen und so durch Absonderung die Bildung der Perle hervorrufen. Nun hat in letzter Zeit ein Herr Boutan den Versuch angestellt, solche Fremdkörper künstlich einzuführen und thatsächlich die Erzeugung von Perlen erzielt, wenn dieselben auch an Qualität den natürlichen Perlen nicht ganz gleichkommen. Uebrigens berichtet der Artikel von einem ähnlichen Experiment, das ein schwedischer Naturforscher des vorigen Jahrhunderts anstellte; ein Gothenburger Kaufmann erwarb das Verfahren um schweres Geld, so eint es jedoch nicht ausgeübt zu haben. Etwas Aehnliches liegt auch in dem Gebrauch der Chinesen, winzige Bleifische in die Perlmuschel einzuführen, die dann von ihr mit einer Perlmutterschichte überzogen werden und ihr sicherlich mehr Qualen bereiten, als die glatten runden Körperchen, die sie in Perlen verwandeln soll. — André Bellesort schreibt über einen kurzen Aufenthalt auf den Philippinen, wo er den ungünstigsten Eindruck von Land und Leuten empfunden hat, die ganz unter der Tyrannei der Kirche stehen. Auch Manila schildert er als äußerst kläglich; was diese Stadt auszeichnet, ist nur eine Atmosphäre von Liebeslust und Liebesfreuden, die sie gleichsam erfüllt.

„Forum“ (Jänner und Februar). Vom Oberst Waring, der von der amerikanischen Regierung im October nach Cuba entsendet wurde, um die dortigen sanitären Verhältnisse zu studieren, und am gelben Fieber zugrunde gieng, wird hier der posthume Bericht mitgetheilt. Danach wäre Havana der Seuchenherd, von dem all jene, die ganze Insel verheerenden Epidemien von Dysenterie, Malaria und Typhus ausgehen, die Cuba zu einem so gefürchteten Aufenthalt und einem so gefährlichen Nachbarn machen. Havana steht nämlich sozusagen auf einem Düngrüden, ohne Canalisation, hat jedes seiner Häuser ein bis zwei Senkgruben, die sich im Hofe und zumeist der Küche zunächst befinden. Nachts wird dieser Unrath wohl zum Hafen befördert, aber in offenen Fässern, die auf der Durchfahrt alle Straßen verpestet; Straßenreinigung gibt es nahezu gar nicht und so bleibt das, was unterwegs aus den Fässern sickert, einfach liegen, während der Hafen seinerseits die abscheulichsten Dünste entsendet. Dennoch ist Havana, wo es reichlichen Wasserzufluß gibt, durchaus nicht in hoffnungsloser Lage und seine, und damit auch Cubas Sanierung lediglich eine Geldfrage. Der Verfasser schätzt die Kosten einer solchen auf 10 Millionen Dollars, während eine von dort nach den Vereinigten Staaten verschleppte Epidemie, abgesehen von dem Verlust an Menschenleben, auf dem Gebiete des Handels und der Industrie leicht 100 Millionen Dollars Schaden repräsentieren könnte. — Hamilton Mabie schreibt über die amerikanische Literatur und den amerikanischen Nationalcharakter. Trotzdem in den letzten zwei Jahrzehnen manches Hübsche, Gute, Formvollendete entstanden sei, habe doch nichts Geschriebenes eine größere Wirkung auf Geist und Gemüth des Volkes ausgeübt und zwar deshalb, weil es diesen literarischen Werken an Tiefe und Kraft gebricht und man in ihnen selten elementaren Leidenschaften begegnet. Das ist jedoch nicht auf das Unvermögen der Dichter zurückzuführen, sondern auf die den Amerikanern eigenthümliche Scheu, ihre Gefühle zu zeigen. Die kühle Selbstbeherrschung und Fassung, die sie im Leben als Maske tragen, haben die amerikanischen Schriftsteller auch in ihre Werke eingeführt, und so begegnet man in ihnen nur wohlherzogenen, gezügelten Empfindungen, leicht ironischer, weltmännischer Ueberlegenheit, niemals aber einer heißen Unterströmung gewaltiger Leidenschaften.

„Ladys Realm“. Miss Edith Young erzählte jüngst von den Amerikanerinnen. Nachdem sie ihre sattem bekannten äußeren Vorzüge, ihre Anmuth, ihre Schlagfertigkeit, ihr freies, unerschrockenes, thatkräftiges Wesen hervorgehoben, geht sie zu ihren weniger bekannten Vorzügen — den hauswirtschaftlichen — über. Bekanntlich herrscht in den Vereinigten Staaten eine große Dienstmisere, und dies hat die amerikanischen Frauen dazu gebracht, sich von der Dienerschaft so weit zu emancipieren, daß sie dieselbe im Nothfall zu entbehren und zu ersetzen verstehen. Wenn das amerikanische Hauswesen in geradezu raffinierter Weise auf Ersparrung der menschlichen Arbeitskraft eingerichtet ist, so ist dies nach Ansicht der Verfasserin darauf zurückzuführen, daß die häusliche Arbeit häufig von der intelligenten Hausfrau selber verrichtet wird, die auf die praktischste Methode geräth und alles aufs beste systemisirt. Manche elegante Welt-dame, die scheinbar nur dem Luxus lebt, leistet in den Morgenstunden Arbeiten, die in der alten Welt ein oder zwei Dienstmädchen beschäftigten, und fast jede Amerikanerin ist eine Meisterin im Kochen und Baden.

## Leander.

Novelle von Hermann Bahr.

(Fortsetzung.)

IV.

Um sieben war er wieder auf der Bahn, aber es wurde neun, bis der Zug abgieng.

„Eine schöne Wirtschaft, was?“ rief ihm der Stationschef zu. „Ja, unsere hohen Herren in Wien, das ist schon ein Vergnügen! Ich möchte einmal Minister sein, nur drei Tage lang! Aber da möchten sie was erleben!“

Herr von Handl gieng auf dem Perron auf und ab. Es waren nicht viel Leute da. Ein paar Bauern, die geduldig warteten, Weiber mit großen Butten auf dem Rücken, ein Pionierofficier mit der Feldbinde. Dieser sprach mit einem geschniegelten jungen Herrn, den alle grüßten und der offenbar von der Bezirkshauptmannschaft war; er wurde „Herr Baron“ genannt, hatte großartige

Gamaichen und that sehr wichtig. Er wollte jeden Augenblick etwas von dem Stationschef wissen, der aber, in seiner moquanten Weise, immer gerade keine Zeit hatte.

Herr von Handl gieng in guter Laune auf und ab. Er hatte nichts zu versäumen, es war schließlich wirklich gleich, ob er einen Tag früher oder später nach Ischl kam. Ida würde sich ein bißchen ängstigen, aber sie hatte ja den Vater bei sich; der war auch kein Held, doch es konnte nicht so schrecklich sein: der Kaiser war dort.

Er fragte den Portier, was aus den italienischen Arbeitern geworden war. Das war eine lange Geschichte. Sie hatten gestern auf der Bahn schlafen wollen, man erlaubte es ihnen nicht, sie wurden wild, bis ihnen der Stationschef mit der Gendarmerie drohte. Heute waren sie schon um vier in der Früh gekommen, man schickte sie hin und her, aber niemand wollte sie behalten. Der Stationschef wußte von nichts; er hatte nicht um sie telegraphirt, sie sollten zum Ingenieur gehen. Der Ingenieur konnte sie nicht brauchen, sie sollten bei dem anderen Ingenieur fragen, bei dem von der unteren Strecke, in Burkersdorf. Endlich wies man sie von der Bahn zur Bezirkshauptmannschaft, wo sie erfuhren, daß es Sache der Bahn sei. Dann hatten sie ihren Anführer geprügelt, die Polizei kam, der größte Schreier war verhaftet worden. Um sie nur los zu werden, hatte ihnen der Chef befohlen, wieder nach Pottenbrunn zu gehen; dort würde man schon auf sie warten. „Diese verfluchten Kachelmacher hätten uns gerade noch gefehlt,“ hatte der Chef gesagt. Herr von Handl sah sich den Chef an und mußte wieder an seine Theorie der politischen Schädler denken: der hatte auch jene Nase der „Nationalen“.

Es wurde neun Uhr, bis der Zug abgieng. Herr von Handl setzte sich in eine zweite Classe. Er fuhr sonst in der ersten, aber dieses Coupé war gleich hinter dem Tender, das schien ihm gefährlich, man konnte ja doch nicht wissen. Die letzten Wagen waren die sichersten. Ein Herr von etwa fünfzig Jahren stieg zu ihm ein. Er grüßte kurz, warf einen kleinen Koffer in das Netz, seinen nassen Schirm auf den Sitz, öffnete das Fenster, sah hinaus, fluchte, schloß es wieder, zündete sich eine Virginier an, trat heftig das Bündel aus und lachte höhnisch, indem er den Kopf beutelte. „So ein Pech,“ sagte er halb zu Herrn von Handl, wie um ein Gespräch anzufangen. „Aber das kann nur mir passieren. Glück muß man haben!“ Er öffnete das andere Fenster, sah hinaus, warf es zu, daß es schepperte, nahm den nassen Schirm weg, scheuberte ihn in das Netz, setzte sich und zündete sich die Virginier wieder an, die immer ausgieng. Der Koffer rutschte und fiel herab. Er gab ihm einen Tritt und stieß ihn unter die Bank.

„Das Wetter ist wirklich ungemüthlich,“ sagte Herr von Handl, um etwas zu sagen.

„Ungemüthlich?“ schrie der andere. „Das nennen Sie ungemüthlich? Herr, Sie müssen ein sanfter Mensch sein. Und jedenfalls sind Sie kein Beamter! Na, also! Seid sanft wie die Tauben — ja, aber die Tauben sind keine Beamten. Wissen Sie, was ein Beamter ist?“

Herr von Handl lachte. Der andere zündete die Virginier schon wieder an und sagte grimmig: „Ein Beamter ist ein Mensch, der das ganze Jahr sekkert wird, zehn Tage Urlaub hat, und dann ist so ein Sauwetter. Aber das kann nur mir passieren!“ Er zog an der Virginier, drehte sie um, drückte sie, quetschte sie, zog wieder, blies und pustete, brach ein Stück ab und zündete sie noch einmal an. „Andere Leute,“ sagte er dann höhnisch, „andere Leute reisen Monate lang, aber mir muß das gleich am ersten Tage passieren! Wer Glück hat, hat eben Glück. Passen Sie auf: Das dauert genau zehn Tage, genau. Wie ich wieder im Bureau bin, wird das schönste Wetter sein. Das ist gerade so: Wenn ich eine Tramway brauche, kommt keine. Deswegen habe ich mich ja eigentlich von Wien versetzen lassen, aus lauter Wuth. In St. Pölten ist wenigstens keine Tramway.“ Er hob seinen Koffer, riß ihn auf und warf alles durcheinander, bis er eine Karte fand. „Sehen Sie: Da!“ sagte er und zeigte auf die Karte, indem er den Koffer und die Sachen auf den Boden schob. „Ueber St. Valentin nach Admont und ins Gesäuse. Na, Sie werden zugeben, daß das eigentlich sehr bescheiden ist. Andere Leute reisen nach Italien und es regnet nicht. Aber mir hat schon meine selige Mutter immer gesagt: Du hast kein Glück, du hast kein Glück, du hast kein Glück!“ Er wiederholte es dreimal, wie eine Litanei. Dann nahm er die Virginier, die ihm ausgegangen war, haute den Stummel auf die Erde und riß wieder das Fenster auf.

Herr von Handl mußte heimlich lachen. Der Fremde hatte ganz winzige, verkniffene Augen, eine kurze platte Nase, die Lippe und das Kinn rasiert und der „Greislerbart“, der bloß umgehängt schien, schnitt das zornige Gesicht förmlich vom Kopfe ab, so daß es wie eine Larve ausah. Dabei war er keinen Moment still, sondern trat und stieß und stolperte stets mit Getöse herum.

Sie kamen nun ins Gebiet der Pielach. Hier war gestern das große Unglück geschehen, zwischen Prinzerzdorf und Loosdorf. Sie fuhren bis an die Brücke. Da mußten sie aussteigen. Es war schauerlich anzusehen. Von der Brücke blieben nur ein paar Trümmer; die zweite Locomotive lag unten im Bach, die erste, die noch hin-